

Im Hexenring.

Roman von A. Schoebel.

(Nachdruck verboten.)

Von der Bekanntschaft mit dem feinen fremden Herrn mußte sie doch eigentlich der Mutter berichten! Und daß er sie malte. Im Hexenring.

Jetzt flog der Federhalter auf den Tisch. Nein, — das konnte sie der Mutter nicht schreiben! Es schien Hannah, als ob das eine viel, viel tiefere Heimlichkeit sei, als ihr Erlebnis mit dem Degenklucker und Tilla.

Sie fing plötzlich an zu weinen. Weshalb mußte sie auch Heimlichkeiten haben, die ihr aufs Herz drückten wie Steine, — die ihr den Mund schlossen wie mit Niegeln!

Der Ring — der Hexenring! Sie sah ihn vor sich, leuchtend inmitten des Waldbüfens, an der heimlichen Stelle, — deutlich spürte sie seine Verstrickung —

Und morgen sollte sie dann wieder hin an den verkehrten Ort. Schaurig würde es dort sein und kühl. Und dazu der strenge, heizende Geruch der Pilze, — der giftigen Pilze des Hexenrings — Und der faule, modrige Erdgeruch —

Sie zog die Schultern zusammen. Huh! Gräßlich war's — — —!

Plötzlich öffnete Hannah die Augen, weit und groß. Würde sie ihn denn nicht wiedersehen, ihn, dem sie nötig war, der ohne ihre Mithilfe sein wunder-schönes Bild im Herzen behalten mußte? Großer Gott!

Sie streich die Tränen von den Wimpern. Sich opfern, leiden, — sterben für den Geliebten.

Nun lächelte sie schmerzlich.

Sich opfern — leiden! Bereits am folgenden Tage fand Hannah Gelegenheit, ein Opfer zu bringen, ein schweres Opfer.

Sie hatte die Umrisse ihres Bildes auf der Leinwand zu sehen bekommen. Wie hingebaucht das Ganze. Der Körper schon leicht herausgewölbt aus der ebenen Fläche, die Augen voller Leben.

Eine Stunde lang etwa war die Arbeit schweigend betrieben worden. Dann hatte sich der Maler in den Ring geschwungen, in den Hexenring, der breiter und grellfarbiger als der zerförrte neu aufgeschossen war.

„Ich muß nun die Füße malen,“ sagte er. „Bitte streifen Sie Schuhe und Strümpfe ab.“

Da erschrak Hannah. Die Strümpfe sollte sie ausziehen? Ihre nackten Beine einem Männerauge zeigen? „Das kann ich nicht,“ murmelte sie und wurde bleich wie der Tod.

„Aber so stellen Sie sich doch nicht so zimperlich an!“ rief er ungeduldig. „Einem Arzte würden Sie doch auch ihre Füße zeigen. Und in gewissen Punkten gleicht der Künstler dem Arzt. Auch er muß nicht nur ins Innerste blicken können, — die Neuferlichkeiten dürfen ihm kein Geheimnis sein.“ Er runzelte die Stirn. „Meinen Sie, daß ein verirrtes Märchenkind an Schönheit gewinne durch vertretene Schuhe? Ich habe mir Ihre Gestalt barfuß gedacht und —“ Er fiel wieder in den zärtlichen Ton. „Kleines Mädchen — Sie werden

Aber er hütete sich, die kleinen weißen Füße zu berühren. Sie kreuzte sie von selber in der von ihm gewünschten Stellung.

Doch wie sie so darsaß, gedemütigt durch die an ihrem Körper herumschwebenden, spitzenden Blicke, — halb tot vor Scham, entrüstet über die eigene Schwäche, drängten sich unheimbar Tränen unter ihren gesenkten Wimpern hervor, tropften in ihren Schoß —

Kalt stieg es ihr zum Herzen. Eine andere Kälte war's, als die ihre entblößten Füße empfanden durch die Berührung mit dem feuchten Moos. Eine drohende, warnende Kälte! Eine Kälte, ihr gesandt, um die Blut zu löschen, die in ihrem kleinen Herzen aufzuladern begonnen hatte in dem Augenblicke, da sie den Maler zum ersten Male gesehen.

Und wie in der Stunde, da er sie in den Hexenring gezogen hatte, halb gewaltiam, — lang es ihr durch die Seele, traurig wie das Lied eines gefangenen Vogels: Sich opfern, leiden — sterben!

An der flandrischen Küste.



Schießübungen unserer Truppen in Ostende. Ein Geschütz wird in Stellung gebracht.

mich doch nicht stören, aufhalten wollen? Soll ich wirklich Ihrem Bilde die Füße einer anderen anfügen? Und wo fände ich so schmale, zarte Füße, wie Sie sie doch sicherlich haben werden!“

Sie senkte den Kopf. Sie weinte. „Ich kann nicht.“ In bitterer Qual rang sie die Hände. „Ich kann nicht.“

Er zuckte die Achseln. „Gut. Also ich werde das Bild nicht zu Ende bringen können. Die Füße nachträglich malen müssen.“ Gedämpft setzte er hinzu: „Wie schade.“

Da stieß sie einen dumpfen Laut der Qual aus. Ein Schuh flog ins Moos, — dann der zweite. Hastig streifte sie die Strümpfe ab. Ein heißer, dankbarer Blick traf sie aus des Mannes Augen.

Warum hatten sie sich auch unter die breite Masse der arbeitenden, fruchttragenden Feldgräser gemengt! Sie gehörten doch einer anderen Welt an!

Und wie die Zeit vorrückte, gab es Hannah oft einen Stich, — plötzlich unvermutet, mitten in ihren Träumereien.

Hatte sie nicht ein Versprechen gegeben, ein Gelübde getan? Wollte sie nicht auf Laurentius eine Entscheidung treffen?

Laurentius rückte näher, immer näher, — — zwei Wochen etwa noch, — dann — dann —

Sie scheuchte den Gedanken fort wie ein zudringliches, quälendes Insekt. Es kam wieder, stach, flog davon, —kehrte zurück.

Von nun an fand sich Hannah jeden zweiten oder dritten Tag auf der gelben Wiese ein.

Ein neuer Stamm von Königskerzen war aufgeschossen. Nicht so hoch wie die früheren, nicht so leuchtend, — aber die Bienen und Schmetterlinge, die schwärmten auch um die blasseren Blüten in Scharen.

Hinter dem Walde, da war jetzt das Getreide gereift. Die Luft schallte vom Klänge des Senfendengels, vom Nieder-rauschen des Getreides, vom eintönigen Gesänge der Mäher und Mäherinnen.

Hannah stand oft sinnend und sah dem Schneiden zu. Wieviele Blumen mußten mit den goldenen Halmen ihr Leben lassen! Sie spürte förmlich zwischen dem Geruche von Brot, der über dem gemähten Korne zu schweben schien, die feinen Blütendüfte: den letzten Atem von Mohn und Kamillen.

Auf Hannahs Wangen hatte die Liebe und Sonne Rosen eingebrannt. Sie kam sich unbeschreiblich wichtig vor, als Modell für das wunderschöne Bild. Denn wunderschön wurde es, wirklich ein Märchen. Es lag etwas über dem Ganzen, etwas Düsteres, heimlich Vordendes, Bannendes. Der Zauber des Hexenrings.

Hinter das Gezweig, das Dornengestrüpp, — alles wie in fahlen Dunst gehüllt. Selbst um die roten Lippe schwebte es und spann Schleier, die ihre grelle Farbe dämpften. Als einzige Lichtquelle leuchtete das Mädchen Gesicht, — in seiner Zucht, seinem Gange, — in seiner süßen Zuversicht auf Erlösung.

„Bin ich denn das wirklich?“ fragte Hannah, als das Werk seiner Vollendung nahe war. „Ich kann's kaum glauben. Es ist eben das Besondere dabei, das auch an dem Bilde der gelben Wiege war: das Wundersame!“

Der Maler nickte. „Die Verklärung durch die Kunst. Haben Sie wohl davon gehört, daß die großen Meister des Mittelalters Väterinnen in Madonnen zu verwandeln verstanden?“

Er fand es nötig, Hannah in diesen Worten eine gewisse Aufklärung zu geben. Sie sollte doch nicht annehmen, daß sie geradezu in einen Spiegel blickte, sobald sie ihr Abbild betrachtete. Die Einbildung des Mädchens, aus einer anderen Welt zu stammen, hatte ihn manch heiteren Augenblick bereitet.

Seit ihr die Ehre zuteil geworden, von seiner Hand gemalt zu werden, fühlte sie sich bestärkt in der Ueberzeugung, daß sie zum mindesten ein ausgekessetes Grafenkind sein müsse, und die scherzhafte Anrede „verwünschtes Prinzchen“, die ihr Ohr so oft umschmeichelte, während sie im Hexenringe Modell sah, — die schien ihr der Wahrheit recht nahe zu kommen.

Dazu trat, daß sie sich auf dem Bilde erblickte, befreit von jeder irdischen Unvollkommenheit, ins Reich der Schönheit hinausgehoben, von geheimnisvollem Glanze verklärt.

Rein Flechten auf der Haut, verweist die Sommerprossen, mit denen ihre Stirn, ihr Mäuschen gerötet waren, das Haar zu unmaßstäblicher Fülle anheubelt, die Augen vergrößert und in Licht getaucht. Die Finger verlängert und zugespitzt, die Nägel rösig überhaucht, die Hände zu edelsten Mahlen gestreckt, unbeschadet ihrer kindlichen Form, — Hände eines Königsindes, das mit goldenen Kugeln zu spielen gewöhnt ist, mit einem Prinzessinnenkrönchen!

In Wirklichkeit kam das Mädchen oft daher, große Brandblasen an den Fingern, die Handflächen gerötet vom Saft der Früchte, mit denen sie umzugehen hatte. Die Haut auch wohl zerstoßen von grober Mäharbeit.

Solcher Anblick folterte des Malers ästhetisches Gefühl, berührte ihn geradezu peinlich. Sein Interesse für Hannahs Wesenheit verminderte sich von Tag zu Tag, — je weiter sein Werk vorschritt.

Sie hatte ihre Pflicht ihm gegenüber erfüllt, sie hatte den Anstoß zu einem Kunstwerke gegeben, die Ausführung dieses Kunstwerks unterstützt. Gut, — vortrefflich, sogar. Aber nun mußte der Sache auch ein Ziel gesetzt werden.

Daß sie in ihn verliebt war, nahm ihn nicht weiter wunder. Er hatte wohl schon anderen Frauen den Kopf verdreht. Das war für ihn etwas Alltägliches, kam gar nicht in Betracht.

Zudem hatte sich die Kleine keineswegs als das Original entpuppt, für das er sie gehalten hatte. Ihre treffenden Bemerkungen über die Kunst, die anfangs verblüffend auf ihn gewirkt, waren vermuthlich einer glücklichen Eingebung entsprungen.

Allerdings verfügte die „Jungfrau vom Torfahne“, wie er sie heimlich nannte, über eine ihren Stand weit überschreitende Bildung, — das war nicht zu leugnen; und ihr Wissen zeigte sich überschlackernd, vom Strichsicheln einer durch Märchenlesen erhitzen Phantasie. Indessen ihre völlige Welt-Untertänigkeit, ihre Herkunft aus den beschränktesten Verhältnissen, die waren durch nichts auszugleichen — durch keine Lieblichkeit, durch keine Naivität, durch keine bunten, phantastischen Bemerkungen.

Das Geheimnis ihrer unaufgeklärten Abstammung, das konnte ihn doch nicht blenden. Eine Lächerlichkeit, eine Absurdität! Sicherlich war sie nichts anderes, als ein in bitterster Not ausgekessetes, dem Zufall überlassenes, vielleicht uneheliches Kind, an dessen Ursprung nichts Wunderbares und Großartiges sich knüpfte; im besten Falle das Kind eines armen Malers und einer noch ärmeren Malerin, — einer Verbindung, wie sie früher in Groß-Weidungen wohl mitunter geschlossen und nach kurzem Glücke wieder gelöst wurde. Früher gab es ja eine große Kolonie von Malern und Malerinnen in Groß-Weidungen.

Auf die Dauer begann ihn sogar Hannahs süßtraurige Art zu langweilen. Ihm, dem Weltmanne, konnte ihr Gebahren nur wehleidig, zimperlich und etwas absonderlich erscheinen. Es peinigte ihn, daß sie jeder harmlosen Rede einen großartigen Sinn unterlegen mochte. Sie war imstande, die kleinste Liebelie tragiisch zu nehmen. Er fühlte, daß dieses einfache Kind seine Worte in ihrem törrichten kleinen Herzen bewegte, daß sie manche leicht hingeworfene Bemerkung schwer abwog. Und daneben hatte sie in ihrer Naivität noch nicht einmal seinem Namen nachgehorcht, seinen Familienverhältnissen, ihn noch nicht einmal gesagt, wo er während des Winters ansässig war! Wie würde das werden, wenn er im Herbst wieder nach seinem ständigen Wohnsitz — Berlin — abreiste.

Aber selbst für die paar Wochen bis zu seinem endgültigen Anbruche verspürte er keine Lust, jeden zweiten Nachmittag an das stets in höheren Regionen schwebende, sentimentale Gesprächchen zu verschwendern.

Zu einem Abenteuer war sie viel zu zimperlich, mithin — er sumnte es während der Arbeit oft vor sich hin: — „Ade nun, mein Liebchen, geschieden muß sein.“

Dazu kam, daß er kürzlich in nächster Nähe ein Zigeunerlager entdeckt hatte. Ein junges Mädchen war ihm entgegen gelaufen, — Augen wie Kohlen, die Haare rabenschwarz, jede Bewegung von einer Geschmeidigkeit, einem Feuer! Aber wie sollte er es anfangen, den einen Vogel fortzuschmeißen — ohne besonders harte Mittel, und zugleich den andern herbeizurufen.

Trotzdem das Bild fertig war bis aufs letzte Glanzlicht im Auge der Kröte, trotzdem der Maler äußerst wortreich gedankt hatte für unverbiente Güte und Himmelsgebuld, — ohne dieser Dankagung die Bitte um ein Wiedersehen anzufügen, — trotzdem hatte Hannah wieder ihr Kommen für den übernächsten Nachmittag in Aussicht gestellt.

Sie setzte als selbstverständlich voraus, daß nun eine Zeit süßen Ausruhens für sie beide anbrechen müsse, daß sie sich nun endlich würden aussprechen können über alles, was während der Arbeit und in den kurzen, seltenen Pausen nur gestreift worden war, — daß der Lohn aller Opfer ihr nun in den Schoß fallen würde, überreich, beschämend groß. Die Unterhaltung hatte sich bisher naturgemäß auf abgerissene, hingeworfene Bemerkungen beschränkt, — auf Blicke, ein Lächeln, auf ein jeweiliges freundliches Kopfnicken, auf die heimliche Zärtlichkeit im Tonfalle der Stimme.

Während des Heimwegs, da waren sie beide regelmäßig erschöpft gewesen, er vor vorwärts haltender Arbeit, sie vom angestrengten Stillsitzen, da konnten sie meist nur schweigsam nebeneinander hergehen.

Aber nun mußte doch all das andere kommen, das unsäglich Selige, die großen Wonneschauer, von denen Hannah zitternd gelesen hatte, das süße Klüffern Herz an Herz, — das Sich-schmiegen, — Sich-umarmen, — und — das Küssen! Das Küssen! Ihre Heimlichkeit mit Klaus, die mußte Hannah nun freilich auch preisgeben. Nichts durfte sie dem Geliebten mehr verbergen, keinen Gedanken. Der Kopf wurde dem Mädchen schwer, wenn sie an die Zukunft dachte.

Und wenn sie sich's gar vorstellte, daß ihr Bild in Berlin auf der großen Kunstausstellung hängen sollte, zwischen hundert andern hervorleuchtend, — ihr Bild! Da wollten ihr fast die Sinne vergehen.

Aber sie würde ja auf seinen Arm gestützt davorstehen, — von ihm beschützt gegen die tausend neugierigen Blicke, die den Zusammenhang entbedekt hätten zwischen ihr und dem Märchenbilde. Und vielleicht würde sie seidene Schuhe tragen und ein seidenes Kleid.

Während des Tages, der noch vorzueilen mußte bis zu dem Wiedersehen, das die schönste Erfüllung all ihrer Wünsche verhieß, füllte sich Hannahs Köpfchen immer bunter mit den übertriebensten Vorstellungen.

Das wirbelte nur so durcheinander! Feste, Atelierbesuche, Spazierfahrten. Und sie immer herrlich geschmückt, an des Geliebten Seite, gefeiert und in die Wolken gehoben als Urbild seines bewunderten Bildes.

Ganz fest gelobte sie sich's, immer bescheiden zu bleiben und nicht stolz und hochmütig auf die herabzublickende, die ihr so viel Gütes und Freundliches getan hatten während ihres kurzen Lebens.

Die Nadel von Klaus, die legte sie mit einem süßen, freundlichen Abschiedsblicke in ihr Köpfchen. Ueber ganz andere Schmuckstücke würde sie ja nun bald verfügen. Sie dachte an blühende Spangen und Ringe, an eine Kette aus Perlen. Und etwas wie ein leuchtendes Stirnband tauchte dazwischen auf.

Dem armen Burtschen, dem Klaus, dem würden die Augen übergehen, wenn er eines Tages von allem erfuhr. Aber er hatte ja die Hanna ohne h, die mochte ihn trösten mit ihrer sechsstachen Wäsche.

Es fiel Hannah wahrhaftig nicht leicht, bei derartigen Gedankenreihen ihren Pflichten in der „Forelle“ nachzukommen. Eigentlich hätte sie für ein paar Tage ihre Waldspaziergänge aufgeben müssen, denn Arbeit gab's in Hülle und Fülle.

Auf den großen Tischen unter der verdeckten Veranda lagen die Preiselbeeren zu Bergen gehäuft. Die Forellenwirtin war weit und breit berühmt wegen ihrer eingekochten Preiselbeeren und unterhielt ein flottes Verkaufsgeschäft von diesen lederen Früchten bis nach Berlin hin.

Auch die Ballnüsse mußten eingelegt werden, noch grün sollten sie zu dem Zwecke vom Ast gepflückt werden.

Gerade jetzt waren die tüchtigsten Kräfte draußen bei der Ernte beschäftigt. Und im Hause gab's alle Hände voll zu tun. Tillas Mutter war eingetroffen, um ihr einziges Kind gesund zu pflegen. Das war eine vornehme Dame, der konnte eine Bedienung durch die dralle Magd nicht zugemutet werden.

Hannah war herangezogen worden und anfangs erfreut gewesen, sich in Haltung und Bewegung vervollkommen zu dürfen nach diesem Vorbilde. Aber — o weh! Die feine Dame hatte Anliegen von früh bis spät, Anliegen, die mit den freundlichsten Worten der Welt, den zuckersüßesten Mienen vorgebracht wurden. Nebenbei schien sie sämtliche zerrissene Wäsche und Garderobe aus ihrem Besitze mitgebracht zu haben, um sie in der „Forelle“ ausbessern zu lassen.

Hannah seufzte oft unter der unerwarteten Arbeitslast, die ihr gerade in dieser Zeit auf die Schultern gelegt werden mußte. Die Forellenwirtin packte scharf auf. In „Kriegszeiten“, wie sie es nannte, gab sie keinen Pardon.

Hannah dachte schließlich daran, ihrem gutem Freunde, dem Degenschluder, ihr Leid zu klagen, ihn mindestens zu bitten, einen Gang zur Post für die gnädige Frau auf sich zu nehmen. Sie konnte wirklich den kommenden Nachmittag nicht für die fremde Dame opfern.

So schlich sie sich an die Tür des Dachkammerchens, hinter der der Gaukler tagsüber ausgiebige Ruhe zu halten pflegte. Sie klopfte. Keine Antwort.

Sie drückte auf die Klinke. Ausgeflogen der Vogel! Und Heu und Spreu lag umher in dem verlassenen Neste. Die Unordnung eines raschen Aufbruchs herrschte hier ersichtlich.

Wie gejaht lief Hannah die Treppe hinunter zur Forellenwirtin. „Der Herr Degenschluder —“ stieß sie atemlos hervor. „Ist er fort? Der wo ist er?“

„Nun, nun, Kind,“ begütigte die Forellenvirtin, die am Herde stand und Zuder abschäumte, daß der Faden nur so spann, „wirst ja wohl hoffentlich nicht dein Herz an ihm verloren haben.“

Hannah erödete und schlug die Augen nieder. „Das nicht gerade —“ Sie drehte die Daumen umeinander.

Die Forellenvirtin tauchte ein Stäbchen ein. „Er ist fort. Er kommt nicht wieder.“ Sie schob ihren Topf vom Feuer und warf frische Kohlen auf die Glut. „Ein reicher alter Sonderling, — der Theatergraf heißt man ihn, — der hatte längst einen Narren an meinem guten Freunde gefressen. Nun hat er ihm ein Plätzchen gegeben unter seinem Dach. Auf Lebenszeiten! Niemand soll ihn mehr auslachen. In Frieden und Ehr' soll er sein letztes Brot demaleinst essen.“ Die Tränen rollten ihr wie Regeln über das breite Gesicht. „Verginn's ihm von ganzer Seele. Solch treue Haut!“

Hannah blickte starr vor sich hin. Ohne Abschied war er auf und davon, der Herr Gegenbesitzer! Ohne einen Händedruck!

Und dann kam's ihr wie eine Erleuchtung. Heimlich war er ausgebrochen, damit sie nicht in die Verlegenheit käme, ihm zu danken, etwas zu schenken.

Sie schlich davon. Ein Gefühl lastete auf ihrem Herzen, als sei ein lieber Mensch ihr gestorben.

* * *

Als Hannah am nächsten Morgen aufwachte, lag kein Sonnenstrahl auf ihrem Bette wie sonst. Ein leises Tröpfeln vernahm sie, dünn, spärlich, wie das Nieseln ängstlich verhaltener Tränen.

Sie sprang auf die Füße, sie schoß zum Fenster. Es regnete sachte nur, aus lichten Himmel, aus ein paar Wolken, die eilig davonsegelten.

Das würde nicht anhalten, — das konnte gar nicht anhalten. Bis zum Nachmittag würde der ganze Horizont wieder blau, heiß überglüht von der Sonne sein, die bisher so treu und verlässlich Hannahs Liebestraum beschienen hatte.

Sorglos warf das Mädchen ihre Sachen über, ging hinunter zur Virtin, bot sich zum Verlesen von Preiselbeeren an und hüftete sich gleich darauf in der Veranda über die roten Kugeln. Eigentlich kam sie sich recht edelmütig vor in ihrem Fleische. Hatte sie's denn überhaupt nötig, hier so jede Minute wie eine Magd zu wirtschaften? Die Mutter legte doch noch Geld drauf für ihre Unterfunst in der „Forelle“. Bezahlt außerst anständig. So nahm sie's nicht gar zu streng heute mit dem Ausfuchen der Früchte. Alle paar Minuten sanken ihr die Hände in den Schoß.

Die eilig segelnden Wolken waren verschwunden, aber dafür hatte sich ein gleichmäßig graue Decke über den ganzen Himmel gespannt.

Es tröpfelte weiter, es rieselte, — wie Tränen. Hannah wurde nachdenklich. Immer langsamer rollten die Beeren in den braunen Napf, den sie zwischen ihren Knien hielt.

Endlich setzte sie ihn auf den Tisch. Sie wollte doch rasch einmal zu Tillas Mutter hinüberspringen. Vielleicht konnte sie den Gang zur Post jetzt am Vormittag tun, um den Nachmittag frei zu bekommen.

Und unterwegs ließ sich auch beim alten Pferdehieb mit vorprechen. Dem sah die Gicht in den Knochen. Der war der Wetterprophet fürs ganze Dorf. Der mußte ihr sagen können, ob die Sonne nicht bald durchbrechen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte.

Eine Skizze nach dem Leben von Reinhold Braun.

Nun war's auch an den Michel-Fried gekommen. Trotz seiner neununddreißig hieß es: Rekrut werden. Damals wollten sie ihn nicht, seiner Lunge wegen. Heute war's anders. Die frische, harte Arbeit hatte ihm gut getan. Nichts focht ihn mehr an, weder Wind noch Wetter. Und sein Gütl war gut im Stand. Und Christl, sein Weib, war ihm der redste Kamerad. Vom ersten Tage an hatten die beiden

sich gut verstanden und hingen fest zusammen. Und das Büßl, das erst spät gekommen war, hatte sie noch fester miteinander gemacht.

Leicht war dem Fried der Abschied nicht geworden, von den beiden und dem Gütl. Aber eins gab hellen Trost: er hatte alles in zwei gute Hände gelegt, in die des Vaters, der wohnt im Auszüglerstübchen bei ihm.

Vater und Sohn schritten nun über den Bergacker; Michel-Fried sah noch einmal zurück und sah sein Weib mit dem Jung' an der Hand, und sie winkten ihm. Da winkte er ihnen auch; dabei stieg es ihm heiß in die Augen. Er wandte das Gesicht vom Vater ab, daß der nicht die Träne sähe, die ihm groß und dick übers Gesicht rollte. Dann schritten sie über den Berg und sprachen vom Acker und Säen. Nun standen sie am letzten Felsstück. Da legte der Alte seine Hand fest in die des Sohnes: „Fried, werd' alles machen; werd' die alten Knochen zuamm'ruden. Ich glaub', 's geht noch; sollst halt mit mir zufried'n sein!“ Das war wie ein Schwur. Fest sahen die beiden Männer sich an, drückten einander die Hände, und der Alte stapfte zurück, mächtig aus seiner Pfeife schnauchend. Michel-Fried sah ihm nach. „Da, der wird's schon machen!“ Nun schaute er zu seinem kleinen Hüßl hinüber. Wie gut die Früchten standen! Und weiter schritt er durch den Bergwald.

Am nächsten Morgen in der Frühe stapfte der Michel-Vater hinter dem Pfluge her, mächtig schnaufend. Es gab ein gutes Büßl: Der Alte, der Pflug und das Gespann: Pferd und Ochsn. Da lag Kraft drin. Die braunen Schollen quollen stark zur Seite. Ja, er verstand 's Pflügen noch. Das ging beinahe wie damals, als er noch ein Bursch war.

So schaffte er Tag um Tag für Gütl. Die Christl mahnte ihn: „Vater, tu nit zu viel, Du übernimmst Dich halt! Bist doch nit jung mehr!“ Da kam aus einer dicken Tabakswolke des Alten tiefe Stimme: „Laß nur, Christl, mir ist, als wär' ich wieder jung worden. Und ich hab's dem Fried doch versprochen, er soll' zufried'n sein mit mir! Und du weißt, was ich sag', halt' ich!“ Da gab's kein Widerreden mehr.

Jede Woche schrieb er dem Fried, was er geschafft hatte, und er selbst freute sich darüber. So ging 's nun schon eine Weile. Fried lag längst vorm Feind, und jede Woche erhielt er Vaters Brief. Und als Fried ihn einmal mahnte, doch nicht gar zu viel zu schaffen, da schrieb er kurz und bündig: „Wenn Du nit schweigst, schreib' ich nit mehr!“

In diesem Jahre setzte in den Bergen unerwartet vorzeitig ein nasses, stürmichs Wetter ein. Da mußte gar schnell mit der Winterfaat gemacht werden, daß sie heraus wäre, wenn der Frost käme. Im wilden Wetter war der Alte draußen und aderte. Besorgt sah ihn Christl oft an, aber er tat als säh' er's nicht. Da fing er eines Tages an zu husten; es war ein heftiger, pfeifender Husten, der mußte tief sitzen! — Der Michel-Vater spürte eine Müdigkeit, die er bisher nicht gekannt hatte, und nachts war es ihm heiß und dann froh ihn wieder. Doch er sagte Christl nichts. Seine Müdigkeit wuchs von Tag zu Tag. Doch er wollte sie nicht aufkommen lassen. Das eine Stück mußte noch gefät werden. Brot war ja not. „Fried soll zufried'n mit mir sein, und dann, muß ich's nit tun für die andern? 's ist meine Pflicht! Hier bin ich hingestellt.“ — Er zog den dicken Winterrock an und schritt hinaus. Das Pfeißl schmedte nicht mehr; aber er behielt es, ohne es anzuzünden, zwischen den Zähnen. Mit dem Pfeißl ging die Arbeit besser.

Wie schwer ihm heute der Berg wurde! Es hing ihm schwer an den Beinen. Er gab sich einen Ruck, aber vergeblich, es wollte nicht gehen! Nun war er endlich auf dem Stück, das ihm erdrisch entgegendustete. Es war nur klein. Christl hatte ihm vorher auf dem Schubfaren das Säckchen mit der Saat bergauf gefahren. Nun band er sich feierlich das Säertuch um. So hatte er's schon früher immer getan. Es war doch ein erstes Werk, das er tat. Dann füllte er das Tuch mit den großen goldigen Körnern und schritt und freute. Und

wieder tat er das mit einer feierlichen Gebärde. Und als er zu Ende gefät hatte, stand er still und sprach seinen alten Spruch; der war wie ein Gebet. Dann tat er still das Tuch ab. Da kam Christl mit dem Braunen, und er eggte die Saat ein. Nun schritt er mit dem Pferd den Berg hinunter. Dabei quälte ihn wieder arg der pfeifende Husten. Mehrere Male mußte er stillstehen. Wie das da drin in der Brust stach. — — —

Der Michel-Vater mußte sich legen. Der Arzt wurde geholt und stellte eine böse Lungenzündung fest. Das waren schwere Tage im Michel-Haus. Christl kam nicht mehr ins Bett. Tag und Nacht saß sie an des Vaters Lager. In der Wirtschaft ging's bunt her. Aber was half's? Wenn nur der Vater wieder gesund würde! Der lag nun schon seit Tagen im Fieber und sprach vom Acker, von der Saat, vom Hüßl und von seinem Fried.

Da kam eine bittere Nacht. In schwerer Dual lag der Alte. Der Arzt hatte am Abend den Kopf geschüttelt und Christl's Hand lang gehalten. Dann war er aus der niedrigen, dumpfen Stube geschritten. Gegen Morgen wurde der Vater ruhiger und lag matt in den geblühten Kissen. Was für tiefe Furchen er hatte und wie klein das Gesicht geworden war und wie bleich! Sein schweres Hüßeln klang in die Stille. Hinter den Fenstern graute der Morgen. Christl löschte die kleine verglimmende Lampe. Das Taglicht wuchs, und fern hinterm Berge flammte die Sonne empor. Der erste Strahl brach rot über des Alten Bett. Da richtete er sich auf, und seine Augen wurden groß. Er hob den rechten Arm und machte in der gewohnten Feierlichkeit seine Säerbewegung. So tat er's eltsliche Male. Dann sprach er: „Christl, bring' mir noch mehr Korn. Das Stüßl muß fertig werden!“ Da stand Christl auf und holte eine Meze mit Korn. Der Alte sagte hinein mit Fieberaugen und wangen und freute.

„So, Christl, nun ist's geschafft. Ich hatt's dem Fried ja versprochen, und ich glaub', er wird halt zufried'n mit mir sein! Gott sei's gedankt, daß ich's fertig hab'.“

Dann fiel sein Arm müde herab, und die Hand lag tief in der goldenen Saat.

Leise sank er hintenüber.

Das Sonnenlicht flutete wie segnend über den Toten.

Der Drache von Gent.

Von Alfred Richard Meyer, 3. Jt. im Westen.

Alter Junge aus Kupfer, der du deine schwere Leidenschaft auf dem alten Gentser Bellfried im Sturmwind drehst, der du, von den Pfeilen der Sonne gepickt, herabstausst über Dächer und Giebel in die engsten Gassen zwischen Schelbe und Lys, der du von der äußersten Spitze deiner weitausgestreckten Zunge bis zum lieblich emporgeringelten Schwanzende drei Meter und fünfundfünfzig Zentimeter miest, vom Schwanzende bis zur Zungen Spitze aber drei Meter und sechsundfünfzig Zentimeter — denn du bist inzwischen um einen Zentimeter gemachsen —, alter Kupferjunge, süße Chimäre, sei gegrüßt!

Du weißt, wie sehr ich dich liebe. Du weißt, daß der Kupferdichter Edmond Van de Woefijne-Speltens aus der Rue Magelein (der Bruder von Karl, dem Schreiber der Vaterhaus-Berje; der Bruder von Gustav, dem Meister zarterer Pastell-töne), der dir vor einigen Jahren gewisse Schäden von Altersschwäche von den Flügeln und am schuppigen Bauche auf Befehl der Stadt auszubessern hatte, dich mir, allerdings erheblich verfeinert, ganz naturgetreu nachgieben mußte, daß du jetzt auf meinem etappenhaften Intendantur-Schreibtisch stichst als Pestschaft und die drei Zeichen meines Namens, schön gotisch, zwischen den dicken Fingern festhältst. Du bist längst mein guter Freund geworden, wie vor Jahren all deine lieben Teufelsbrüderchen und Höllenschwesternlein hoch oben auf der Notre Dame von Paris, hoch oben über Seine, Morgue und Montmartre. Der alte Glöckner

Quasimodo, durch Victor Hugos Faust uns allen wieder lebendig geworden, ebenso wie durch die infernalischen Farben des genialen Gespenstes, das einmal Bierz hieß, hätte dir gewiß gern den stoppligen Bart gestreichelt. Zwischen Beibehaltung der Erkenntnisse und anwachsenden Aktenstücken pflegen wir unsere täglichen Unterhaltungen.

„Weißt du“, so begannst du heute morgen, als ich dich mit einer wahrhaftigen türkischen Zigarette anpaffte, die mir der Marinebaumeister Leisner vor einigen Tagen aus Konstantinopel sandte, „du irrst dich, wenn du, wie viele von euch Büchersehern, annimmst, daß ich irgendetwas mit dem Orient zu tun habe. Legende, nichts als Legende! Einfach lächerlich, wie so eine Mär in die Welt kommt und in die Bücher! Aber so eine Legende macht sich ganz gut, ist fabelhaft interessant, glauben die Menschen! Quatsch! Ich bin von slawischem Blut! Kein, klein fleuterken!“

„Halt!“ unterbrach ich meinen Freund. „Dies Rinderliebchen haben wir auch. Niederdeutsch von Hameln an der Weser heißt es: Tuf, tuf, tuf, mien Hanneken!“

„Ackermain, da staunste!“ erwiderte der liebe Junge. „Um auf den Orient zurückzukommen — es ist nichts damit, für mich. Ich bin von Gent. Je suis de Gand. Mein Werden dauerte dreizehn Monate: 1377 bis 1378. Ja ja, aus den Flegeljahren bin ich doch allmählich schon heraus. Ich bin von Gent. Und dabei heißt es, mich hätten die Kreuzzüge herübergebracht. Man bringt mich mit Balduin IX. in Verbindung, dem Grafen von Flandern, der Kaiser von Konstantinopel war. Uebri-gens der Name Balduin — es soll zur Zeit wieder mal ein Balduin in Flandern sein. Immer mal wieder ein Schreiber. Balduin Möllhausen, ein uralter Landsturmann, der über einhundert Bände dieser Reiseromane geschrieben hat. Es muß schlimm um Deutschland stehen, wenn man solch ehrwürdige Greise gar mit der Kriegsbeorderung bedenkt. Manche sagen, daß dieser Balduin Möllhausen sogar schon vor mehreren Jahren gestorben sei.“

„Das ist auch richtig. Das Geheimnis klärt sich ganz einfach so auf, daß besagter Balduin der Enkel jenes Reiseromanziers ist, freilich auch ein Schreiber.“

„Ja ja, ihr Deutschen seid nicht kleinzukriegern. Wahrhaftig nicht! Ich, der ich über ein halbes Jahrtausend Jahre hinter mir habe, kann so etwas schneller als die andern einsehen. Noch dazu, wo ich auf einem so hohen Punkte sitze. Das einzige, worüber ich mich, d. h. mein Kupfer, grün und blau ärgern könnte, ist, daß während des Krieges unter mir das Glodenspiel schweigen muß. Wo ist die Stimme der Glocke Roeland, die noch 64 Jahre älter war als ich? Ich war 162 Jahre alt, als Karl V. — ich weiß es noch wie heute: es war der 30. April 1540! — in seiner Wut gegen die Stadt Gent die Glocke beschlagnahmte ließ: „Wij verclaeren ciek gheonfisqueert de clocke ghenompt Roeland!“ Gott sei Dank ward nichts daraus. Aber dann, als ich 281 Jahre alt war, geschah es, daß die Glocke zersprang. Schmerz! Ihren edlen Leib goß man dann irgendwie um für das neue Carillon des Pierre Henony. Und die Bürger jagten immer noch nach Jahrzehnten, wenn die größte der drei großen Glocken, die man „Les Triomphantes“ nennt, ihren Mund auftrat: „Horch, Roeland!“ Nun aber ist alles stumm unter mir und über Gent. Warum? Ich weiß es nicht.“

„Ich weiß es auch nicht.“

„Vom Brügger Belfried weht noch alle viertel Stunde das Glodenspiel sein altes buntes verworrenes, verwirrendes Farbenspiel der Töne über die dunklen Grachten bis fern nach Zebrügge, bis fern ans Meer, wo die englischen Monitore wie wilde Delpinne bellen. Das läßt mich nicht mehr schlafen. Ich habe die Stimmen vieler Kanonen gehört all die Jahrhunderte hindurch. Ihr sollt ja sogar noch viel größere als unsere „Dulle Griete“ haben. Ich habe viel Blut über Flandern dahinschießen sehen. Das wirft einen furchtbaren Purpurbrot auf, fern von den Hügeln von Ypern her. Wann wird des alten

Peter Benoit „Beiaardslieb“ aus der „Kubenskan-tate“ wieder wahr werden:

„Wann wird der Beiaard klingen von meines Turneszinnen, wann wird das Alter singen, die Jugend den Reigen schwingen?“

„Wann?“

Tag- und Nachtflüge im Weltkriege.

Während des jetzigen Krieges hat die Ge-pflogenheit sich herausgebildet, daß Lenkballs ge-wöhnlich bei Nacht, Flugzeuge dagegen zumeist bei Tage fliegen. Doch treten auch Nachtflüge von Flugzeugen sowie Tagesflüge von Lenkballs in die Erscheinung.

Was das Flugzeug angeht, von dem wir zu-vörderst sprechen wollen, so ist es vorwiegend darauf angewiesen, Tagesflüge zu unternehmen. Es kommt zu Aufklärungs- und Beobachtungszwecken und zur Leitung des Artilleriefeuers in Frage, es dient ferner als Kampfmittel. Man macht vom Flugzeug aus photographische Aufnahmen. In der Nacht ist das Flugzeug aber gewissermaßen blind, da der Flugzeugbeobachter zu allermeist nicht das sieht, was er sehen soll, nämlich die nächtlichen Bewegungen des Gegners.

In der Nacht mit einem Flugzeug in der Luft zu sein, stellt für den Führer eine unendlich schwere Aufgabe dar, und der Beobachter wird mit wenig zweckmäßigen Meldungen aufwarten können. Viel Lichtschein gibts natürlich nicht, ja, sogar in den Orten, die zum Kriegsgebiet gehören, müssen die Lichter entweder gelöscht oder abgeblendet werden. Als erschwerende Verhältnisse fallen weiterhin ins Gewicht: schlechtes Wetter, Nebel, mondlose Nächte, die Schwierigkeit des Landens und dergleichen mehr. Nächtliche Truppenverschiebungen, marschierende Kolonnen, Transporte auf der Eisenbahn während der Nacht vermögen schwer festgestellt zu werden. Wendet der Feind noch die List an, daß er Eisen-bahnen nach beiden Richtungen verkehren läßt oder daß er Truppenbewegungen maskiert, daß er nach der einen Richtung eigene Truppen und nach der anderen Befehle dirigiert, so wird der Flugzeug-beobachter gewöhnlich nichts Wichtiges zu melden haben. Der ist bei Nacht, um sich zu orientieren, auf die Beobachtung der Wasserläufe angewiesen.

Soll mithin das Flugzeug so recht seine Auf-gabe erfüllen, dann kommen für selbes namentlich Flüge bei Tage in Betracht. Infolgedessen wartet man bei Geschwaderzügen die Morgendämmerung ab. Fliegt ein Geschwader zu einer Unternehmung auf, so hat es darauf Bedacht zu nehmen seine Flugzeuge aufs beste beisammen zu halten, um in dieser Weise über der Stadt anzukommen, die mit Bomben beworfen werden soll. Das verlangt schon bei Tage ungewöhnlich tüchtige Führer und sehr brauchbare Maschinen. Letztere müssen nahezu gleiche Geschwindigkeit besitzen. Solche Flüge sind des Nachts mit großen Schwierigkeiten verknüpft, ja sie sind gewöhnlich überhaupt nicht möglich. Auch wird die Wirkung des Bombenabwerfers bedeutend schwächer, wenn ein Geschwader nächtlicherweise auseinandergerät und die Flugzeuge einzeln am Punkt des Ueberfalles anlangen.

Noch viel schwieriger ist es, wenn in der Nacht vom Flugzeug aus photographiert werden soll. Denn die Quelle des Lichtes muß sich in der Nähe des Objektes befinden, das man photo-graphieren will.

Also das Flugzeug wird am besten tun, wenn es seine Tätigkeit vornehmlich tagsüber ausübt. Ganz anders liegt die Sache für die Lenkballs, die nur selten zu Aufklärungs- und Beobachtungszwecken zur Verwendung gelangen, da sie langsamer als die Flugzeuge sind. Füglic verwendet man die Lenkballs im Weltkriege namentlich als Zerstörungswaffe. Sie haben feindliche Objekte

zu zerstören, die irgendwelche militärische Bedeu-tung besitzen. Hierbei spielt das Element der Ueberraschung eine gewichtige Rolle. Denn je überraschender der Ueberfall stattfindet, um so größer ist die Hoffnung auf Erfolg. Daher benutzt man mit Vorliebe die Nacht zu solchen Streifzügen. Einen Lenkballon, der bei Tage über feindlichem Ge-biete erscheint, vermag man allseits leicht zu erkennen, falls er sich nicht in den Wolken bewegt, man kann mithin sofort Abwehrmaßnahmen gegen ihn treffen. Außerdem bietet ein Lenkballon bei Tage ein sehr gutes Ziel.

Genug, im Weltkriege sind die Flugzeuge gleichsam die soliden Leute, die früh aufstehen, schwere Tagesarbeit verrichten und darauf mit den Fühnern schlafen gehen. Dahingegen stellen die Lenkballs die Nachtschwärmer dar, die erst im Morgengrauen nach Hause kommen und dann das Bett aufsuchen, um den Tag zu verschlafen.

O. K.

Bulgarische Volksmärchen.

Das Volk der Bulgaren, das durch die kriegerischen und politischen Ereignisse an unsere Seite gestellt wurde, hat infolge seiner überraschenden staatlichen Entwicklung und seiner hervorragenden militärischen Leistungen in den beiden Balkankriegen schon vor Jahren als neu entstandene Macht die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nun aber, da wir mit den Bulgaren Waffenbrüderschaft geschlossen haben, gilt es, auch die rein kulturellen und geistigen Werte des Volkes unserem Empfinden näher zu bringen und im kommenden Frieden endgültig bei uns heimisch zu machen. Zur wahren Kenntnis der geistigen Wesensart eines Volkes gehört vor allem die Kenntnis seiner Märchenwelt, der überlieferten, durch Jahr-zehnte und Jahrhunderte gestalteten Erzählungen, die den Charakter des Volkes prägnant gestalten. Natürlich sind auch die bulgarischen Märchen, über deren Eigenart Professor Dr. Robert Fetsch im nächsten Heft der „Grenzboten“ berichtet, Teile des allgemeinen Erzählungsstoffes, an dem die verschiedensten Völker des Morgen- und Abendlandes mitgewirkt haben. Doch wenn auch die Grundzüge der Märchenstoffe auf den Wanderungen von Ort zu Ort, von Land zu Land die gleichen bleiben, so läßt sich doch in der Auswahl und dem persönlichen, menschlichen Gehalt die Sonderart des Volkes erkennen.

Das bunte Gemisch der Märchentypen und der einzelnen Züge, die bald da, bald dort eingeflochten werden, ist nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, daß die Bulgaren von einem slawischen Volke abstammen, das eine sinnlich-agriche Herrenkaste in sich aufgelöst hat; daß sie seit uralter Zeit im Austausch mit den Madjaren, in neuerer Zeit mit den Türken und der von ihnen vermittelten byzantinischen Kultur gestanden haben; daß sie in Mazedonien mit Serben, Albanern und Aromunen zusammenstoßen; daß vor allen Dingen von Süden her griechische Einflüsse einwirken und daß sich auf ihrem Boden Islam und Christentum begegnen. So finden wir eine merkwürdige Geschichte von drei Brüdern in der Höhle eines Schuglan, das heißt eines Ungeheuers, das in Felsklippen wohnt, nachts umgeht und auf Menschen Jagd macht. Der Name ist nicht slawisch, Die Gestalt selber aber uns von Kindheit an vertraut: denn wenn der Dämon zwei von den Brüdern des Nachts nacheinander anspießt, am Feuer brät und verzehrt, wenn der Dritte ihm den Spieß entreißt und ihn damit blendet, um sich am andern Morgen von einem steifen Widder aus der Mordhöhle schlep-pen zu lassen, so wissen wir alle, daß wir es mit einem nahen Verwandten des griechischen Polyphem zu tun haben, zumal auch das bulgarische Gespenst einäugig ist. Und an christlichen Legenden, wie die vom „Bruder Raufsch“ erinnert die Geschichte von einem Teufel, der als Diakonius seinen Bischof zum Heiraten beschwazgen will. Ein Bäuerlein belauscht des Nachts die Teufel, die sich ihre Schand-taten erzählen und wartet am andern Tage den

Bischof vor seinem getreuesten Diakonus, der doch nicht während der Messe in der Kirche bleiben kann."

Alle diese literarischen Beziehungen werden in den von A. Leskien bei Diederichs herausgegebenen "Balkanmärchen" in eingehender Weise entwickelt. Bezeichnend für die bulgarische Märchenwelt ist das häufige Erscheinen dämonischer Wesen, die helfend und dräuend den Gang der Handlung bestimmen. Häufig ist auch das Auftreten der Samovilen, einer Art Nymphen, die in den serbischen Märchen Vilen genannt werden. Von besonderem Interesse sind die Märchen, die als Erklärung für die körperlichen Eigenheiten der Menschen dienen. So bewegt sich ein Märchen um die Gestalt des hl. Georg (des christlichen Perseus) und läßt ihn eine weite Reise auf einem wunderbaren Vogel machen, den er schließlich mit dem Fleische seiner Fußhohlen füttern muß. "Drum sind von jener Zeit an die Fußhohlen der Menschen zwischen den Zehen und der Ferse wie kleine ausgehöhlte Tröge." Zum Schluß bestrafte er noch seine ungetreuen Brüder, indem er sie nötigt, ihre Hände in einen Baumspalt zu stecken: "bis zu der Zeit, sagt man, waren die Hände der Menschen wie Häute, von da an aber wurden sie zu Handflächen, wie sie jetzt sind." Auch hierin spiegeln sich die im Anfang erwähnten, ethnographischen Verhältnisse des Bulgarenvolkes, in dem mancherlei Volkstum sich berührt und kreuzt. Darin aber liegt ein besonderer Reiz des bulgarischen Märchentums.

Die Anstrengung bei Marschleistungen.

Während die Größe der Marschleistungen in früheren Kriegen und in der Gegenwart sowie die Grenzen für die Geschwindigkeit und Dauer der Märsche schon oft Gegenstand sachlicher Erörterungen war, ist bisher noch nirgends eine Untersuchung der Art der Anstrengungen beim Marsche in allgemeinverständlicher Weise wiedergegeben worden. Was das Ausmaß der Marschleistungen selbst betrifft, so stützt man sich hierbei am besten und einfachsten auf die ja genügend gesammelten praktischen Erfahrungen, aus denen sich die Regel ergibt daß auf guter steigungsloser Straße eine Truppe in kriegsmäßiger Ausrüstung mehrere Stunden hin so marschieren kann, daß mit Abrechnung der Pausen auf einen Kilometer 11-12 Minuten reiner Marschzeit entfallen. "Einmarschierte" Soldaten vermögen im Notfalle mehrere Tage hintereinander je 6 Stunden in dieser Geschwindigkeit zurückzulegen. Dagegen scheint eine Steigerung der angegebenen Marschzeit nicht angebracht, da in ihr das vernünftige Höchstmaß zu erblicken ist. Nun ist es von besonderem Interesse, festzustellen, wie groß die Leistung, also auch die Anstrengung, ist, die bei solchen Märschen überwunden werden muß. Eine sehr einleuchtende Art, wie man die Anstrengung beim Marsch und Bergsteigen berechnen kann, gibt der Bonner Professor Dr. A. Pütter im neuesten Heft der "Naturwissenschaften" bekannt.

Das Haupterfordernis für Marschleistungen ist die Erhöhung der Muskelstätigkeit. Diese aber erfordert eine der Ruhe gegenüber gesteigerte Verbrennung von Körperstoffen, die durch Zufuhr einer entsprechenden Menge von Nahrungsstoffen ersetzt werden müssen. Für die gesteigerte Verbrennung ist vor allem auch eine vermehrte Aufnahme von Sauerstoff notwendig. Daher ist die Atmung vertieft und die Herzstätigkeit beschleunigt. Wie aber kann der Grad der Anstrengung, die eine bestimmte Muskelleistung bedeutet, gemessen werden? Ein objektives Maß hierfür erblickt man in der Steigerung des Sauerstoffverbrauches in der Minute gegenüber jedem Verbrauch, der bei möglichstster Ver-

meidung der Muskelstätigkeit — also bei vollkommener Ruhe und beim Schlaf — zu beobachten ist. Man nennt diesen geringsten Sauerstoffverbrauch den "Grundumsatz". Man vermag also den Anstrengungsgrad bei Muskelleistungen zu messen, indem man feststellt, auf das Wievielfache des Grundumsatzes der Gesamtumsatz durch die Leistung gesteigert wird. So setzt sich der Gesamtumsatz selbst wiederum aus Grundumsatz und Leistungsumsatz zusammen.

Häufig angestellte Versuche haben ergeben, daß beim Gehen in normaler Geschwindigkeit, also ungefähr zwischen 50 und 100 Meter in der Minute, für je 1 Kilogr. Gewicht, das 1 Meter weit auf steigungsloser Straße getragen wird, ein Mehraufwand von 0,25 Meter-Kilogramm notwendig ist. Demnach muß ein Mann von 70 Kilogramm Gewicht 17,5 Meter-Kilogramm aufwenden, um 1 Meter weit zu gehen oder genauer — wenn man das Gewicht der Kleider mit 5 Kilogramm bemißt — 18,75 Meter-Kilogramm. Verwickelter wird die Berechnung bei ansteigender Straße. Beim Steigen ist zur Hebung von je 1 Kilogramm Gewicht um ein

gen festsetzen will, so kann man die praktische Erfahrung in die theoretische Regel kleiden, daß der Gesamtumsatz nicht auf mehr als das 5,45-fache des Grundumsatzes gesteigert werden soll, damit bei möglichst intensiver Leistung schädliche Überanstrengung vermieden werde. Man sieht hieraus, welche große Bedeutung bei Marschleistungen der Höhe der Belastung zukommt und in wie ausgedehnter Weise auch die kleinste Gepäckerleichterung besonders bei Märschen in den Bergen die Leistungen zu erhöhen vermag.

An Bord eines deutschen U-Bootes.

Im März dieses Jahres wurde der norwegische Wintermaster „Lindfield“ an der Südküste Islands durch ein deutsches Unterseeboot versenkt. Vorher war die Besatzung in die beiden Rettungsboote gegangen, und der U-Boot-Kommandant nahm deshalb die 24 Mann der „Lindfield“-Besatzung an Bord, wo sie drei und einen halben Tag verblieben. Ueber diesen Aufenthalt berichtet der Kapitän Norberg nun im norwegischen „Morgenbladet“ folgenbermaßen:

„Es war ein ausgezeichnetes Boot und nahm nur wenig See über den Turm. Ich selbst ging frei umher und konnte mein Tagebuch führen, das zentriert wurde, bevor ich das Schiff verließ. Das U-Boot war 1914 erbaut; die Motoren trugen jedenfalls diese Jahreszahl. Am Tage, bevor die Granaten die norwegische Bark versenkt hatten, hatte das Boot einen englischen Dampfer torpediert. Die Besatzung des U-Bootes erklärte, daß es 30-40 Tage ununterbrochen in Tätigkeit sein könne. Als es die „Lindfield“ traf, war es eine Woche unterwegs gewesen; das bewiesen die Bremer Zeitungen, die auf dem Tische des Kapitäns lagen. Wenn das Signal zum Niberttauchen gegeben wurde, mußten alle Mann sofort auf den Weinen sein.

Kapitän Norberg erhielt eine Koje im Offiziersraum, die Mannschaft wurde im Torpedoraum untergebracht. Der Aufenthalt an Bord war so gut, wie er den Umständen nach sein konnte. Die Norweger bekamen dasselbe Essen wie die Deutschen. Der Speisezettel für die Tage ihres Aufenthalts lautete folgenbermaßen: Sonnabend, den 18.: Frühstück: Kaffee, grobes Brot, Butter, Zucker, kondensierte Milch und Wurst. Mittag: Geschmortes, präferiertes Hammelfleisch, Gemüse: Schmedde ausgezeichnet. 4 Uhr Nachmittags: Dasselbe wie zum Frühstück mit dem Unterschied, daß man an Stelle des Kaffees Tee bekam und dazu Sardinen oder kleine Matrelen. Sonntag: Frühstück: Nachmittagskaffee und Abend wie am vorigen Tag mit dem Unterschied, daß man statt des Tees Kakao bekam. Mittag: Frisches Fleisch und Kartoffeln, eingemachte Pflaumen zum Nachtisch. Montag: Mittag: Reisgrüße und Wurst. Frühstück, Nachmittagskaffee und Abend wie an den vorhergehenden Tagen. Hieraus kann man sich also eine Vorstellung von der Verpflegung an Bord der U-Boote machen.

Vom Freitag nachmittag, da die Norweger an Bord kamen, bis Sonnabend nachmittag um 3 Uhr fuhr das U-Boot an der Oberfläche. Am Sonnabend nachmittag beobachtete man plötzlich einen englischen Zerstörer. Sofort wurde das Signal zum Untertauchen gegeben, und binnen 50 Sekunden sank das U-Boot auf 30 Meter Tiefe. Später stieg es auf 23 Meter unter der Wasseroberfläche und hielt sich dort, bis die Dunkelheit eintrat. Sonntag abend bemerkte man einen englischen Zerstörer und ging sofort auf 23 Meter Tiefe hinab. Als das Signal erfolgte, bekam man plötzlich, sagt Kapitän Norberg, ein nervenreizendes Gefühl, und es kam ihm vor, als wenn die U-Boot-Mannschaft stets, wenn das Untertauchen erfolgte, eine lauschende



Ein Kriegswahrzeichen der Stadt Aue in Sachsen ist in Gestalt des Hindenburg-Denkmales kürzlich eingeweiht worden.

Meter ein Mehraufwand notwendig, der einer Energiemenge von 2,8 Meter-Kilogramm entspricht. Also muß ein Mann von 70 Kilogramm Gewicht und mit Kleidern in der Schwere von 5 Kilogramm 210 Meter-Kilogramm aufwenden, um 1 Meter zurückzulegen, was etwas mehr als elfmal so viel ist, wie für die Bewegung in horizontaler Richtung erforderlich erscheint. Wenn man nun noch die kriegsmäßige Belastung des Infanteristen mit 31,5 Kilogramm angibt, sind alle Zahlen festgestellt, die für unsere Berechnung erforderlich sind. Wenn 1 Kilometer in der Zeit von 12 Minuten zurückgelegt werden soll, so heißt das, daß die 101,5 Kilogramm, die der kriegsmäßig ausgerüstete Mann wiegt, in der Minute 83,3 Meter weit zu befördern sind. Hierzu sind nach den obigen Feststellungen 2116 Meter-Kilogramm erforderlich. Da der Grundumsatz 494 Meter-Kilogramm beträgt, der Leistungsumsatz demnach das 4,27-fache des Grundumsatzes, so ist bei dieser Leistung der Gesamtumsatz auf das 5,27-fache gestiegen.

Wenn man nach dieser Berechnung der Anstrengung ein vernünftiges Höchstmaß für Marschleistungen

über gespannt abwartende Haltung einnahm. — Dienstag nachmittag traf das deutsche U-Boot endlich die norwegische Bark „Silos“, und Kapitän Norberg und seine Mannschaft wurden dorthin an Bord gebracht. Als das U-Boot die „Silos“ verließ, wurde mit den Flaggen begrüßt und die „Sindfied“-Besatzung brachte auf den Kommandanten und die Mannschaft dreimal drei Hurras aus.

Kranke Pflanzen.

Von Dr. Adolf Reich.

Das Schicksal jedes verwinkeelten Seins ist die Möglichkeit eines Zerfalls. Je mehr Teile, desto schwerer ein Ganzes zu bleiben. In der bauenden Natur, die zurzeit im „Alford“ arbeitet, sehen wir es am deutlichsten, mit welcher Ausrüstung Lebens-träger versehen sein müssen um nicht vorzeitig Bankrott zu machen. Gerade in dem unbewußten Vorsehen für unliebame Fügungen steckt das Gewaltige alles Lebenden. Das Blut, das mit eigener Energie den Giftstoff des Krankheitsregers abzustumpfen sucht, die Wunde, die durch Beschaffen von Schülgen (weißen Blutkörperchen) die Tore zum Blut hüten läßt und sich durch Aufbauen frischer Gewebe wieder schließt, all dies erfolgt mit einer solchen „selbstverständlichen“ Kunst unter Beiseitelegen unseres Willens, daß wir unseren eigenen Leib bewundern müssen. Es strahlt ein mächtiges Wollen aus dem Kampf ums Dasein, das Geschaffene nicht stürzen zu lassen.

Auch die Pflanze hat den Wunsch, nicht zu sterben. Die Schädigungen, die ihr feiner Körper im Lauf des Lebens zu überwinden hat, sind nicht gering. Abgesehen von Schmarozern, die sich an ihrem Körper mästen wollen, können es Verwundungen sein, ungünstige Verhältnisse des Bodens, auf dem sie stehen. Einflüsse aus der Luft, Rauchdunst aus den Städten, die süßen gasigen Gluten aus Schornsteinen können den Atem der Pflanze ersticken. Steinkohle enthält oft Schwefel. Verbrennen wir solche Kohle, so verbrennt auch der Schwefel in ihr zu schwefliger Säure, die im Kamin entweicht. Pflanzen sind gegenüber diesem Gas außerordentlich empfindlich, und oft ist das Mattwerden der Blätter der Laubbäume auf eine solche Vergiftung zurückzuführen. Neben Schwefel können in der Kohle geringe Mengen von Chlorverbindungen vorkommen, die ebenfalls beim Verbrennen in die Luft übergehen und Störungen im Gedeihen der

Pflanzen hervorrufen. Leuchtgasleitungen unter dem Boden sind oft nicht dicht. Das Gas dringt in den Boden und wirkt schädigend auf die Wurzeln, was sich in einer violett-grauen Wurzelfärbung fundgibt.

Alles Lebende durstet. Die Wirtschaften der Natur sind alkoholfrei, denn immer ist es nur Wasser, das aus dem Faß der Wolke fällt. Zu wenig Wasser, zu viel Wasser, beides schädigt. In ersterem Fall hängt das Blatt betäubt den Kopf, es welkt, denn der richtige Wasserdruck in den Pflanzenzellen, welcher die Festigkeit den Geweben verleiht, fehlt. Wasser ist aber auch von großem Einfluß auf die Stoffwechsellvorgänge. Das Viele, was da zusammengetragen wird im Innern, von unten her, mit Hilfe der Wurzeln die flüssigen Nährstoffe, von außen, mit Hilfe der Blätter die gasförmige Nahrung, alles wird geordnet, verarbeitet, um das geplante, im Samen bereits ausgesprochene Ziel zu erreichen. Gewechselt werden die Mägen des Bodens und der Luft mit Wasser. Ist nicht genügend von letzterem da, so frant das Ganze, der nötige Umsatz zum Bestand fehlt. Motreife, Verzweigung — wie ein Weh freit es durch das grüne Leben der Fluren, wenn der Boden trocknet. Bäume wollen nicht mehr das Blatt ertragen, sie schütteln es in der Hitze ab, oft treten besondere Verbürgungen auf, die Nöte auf den Getreideseibern, der Sommerbrand des Hopfens. Die Trockenheit dringt tiefer. Die Pflanzengewebe ändern den Plan ihres Schaffens: Früchte können durch besondere Einlagerungen, durch die Steinzellen, eine harte, steinige Beschaffenheit annehmen. Andererseits führt Ueberfluß von Wasser ebenfalls zu abnormen Wachstumserscheinungen.

Die Nährstoffe der Pflanze muß zu einem großen Teil der Boden liefern. Wie der Mensch bestimmte Nahrungsmittel hat — er kann leider nicht alles essen —, so ist auch der Pflanze ein genauer Weg gewiesen, wie sie sich zu versorgen hat. Ist nicht genügend Stickstoff im Boden, so tritt wieder Verzweigung ein, die Samenbildung bleibt aus. Auch besondere stoffliche Umlagerungen im Pflanzengehäufe, Verfärbungen sind Zeichen von Stickstoffmangel. Fehlt Kalk, so liegt die Pflanze eher tot am Boden als bei richtiger Versorgung. Das Getreide zeigt bei Kalimangel mehr Stroh und weniger Frucht, Rüben, Kartoffeln schießen viel Grünes heraus, aber, was wir gerne möchten, die im Boden steckenden Teile, sind geschmälert.

Blutschucht der Jugend — wir wissen es, das

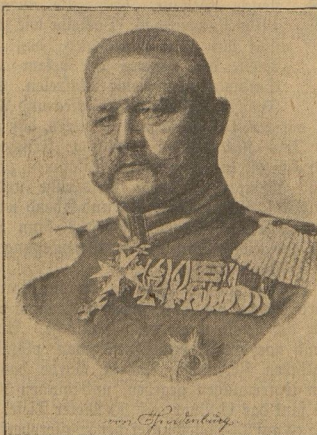
Blut enthält nicht genügend Eisen. Es gibt unter Pflanzen ebenfalls Blutschüchtige. Wieder ist es Mangel an Eisen, dem die Schuld an der Mißfarbe zuzuschreiben ist. Wichtig ist ferner, daß der Boden genügend Kalzium und genügend Phosphor liefert. Ueberflüsse, Verbürgungen an Nährstoffen führen beim Menschen und bei den Pflanzen zu den Erscheinungen der Ueberernährung, zu Krankheit.

Gleichgewicht, ein vielsagendes Wort, steht auf dem Speisezetteln der Natur. Im Hunger, im Durst sehen wir dieses Ringen nach Gleichgewicht. Nicht allein unser Verstand ist begrenzt, um unseren ganzen Leib ist ein Jaun.

Kriegs-Allerlei

Wie Friedrich der Große dem Butter- und Eiermangel abhalf. In diesen Tagen, da Butter und Eier im Preise so außerordentlich gestiegen, ja selbst für teures Geld oft nicht zu bekommen sind, lesen wir mit besonderem Interesse, wie der alte Fritz das Butter- und Eierproblem zu lösen suchte. Für die damals schnell anwachsende Bevölkerung Berlins konnte die Mark Brandenburg selbst nicht genügend Schlachtvieh, Butter und Eier liefern; Vieh wurde aus Polen, Butter aus Sachsen und Holstein bezogen. Damit das Geld mehr im Lande blieb, wurden die Schlächter vom Könige aufmerksam gemacht, es sei für sie vorteilhaft, wenn sie das Mastvieh durch Ankäufer in Pommern an Ort und Stelle erhandeln ließen. Holländische Familien ließ der König auf Staatskosten kommen, damit sie die Milchwirtschaft mehr und mehr einführen und bekannt machten. Auf dem Domänenamt Königshorst wurde Unterricht erteilt; an den furmärkischen Provinzialminister erging die Verfügung, der Inspektur solle den Leuten zeigen, „wie die Gefäße und Maschinen zum Butternmachen beschaffen sein und wie solche propre gehalten werden müssen, und wie die Butter gemacht wird, daß sie hübsch konferviert und daß die Butter, die zu den Speisen gebraucht wird, sich besser hält und nicht so leicht verdirbt wie die jetzige; das macht, weil die Butter nicht reinlich genug ausgewaschen wird und die Gefäße und Maschinen nicht recht propre gehalten werden.“

An diesem einen Beispiel sieht man, wie Friedrich der Große bei seinen großartigen Bemühungen um die innere Kolonisation auch die geringsten Kleinigkeiten nicht außer acht ließ. Daß er Erfolg hatte,



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

Kaiser Wilhelm II.

Wilhelm, Kronprinz

von Preußen

Rupprecht, Kronprinz

von Bayern

Herzog Albrecht von Würt-

temberg

von Beseler, General der Inf.

von Bülow, Generaloberst

von Einem, General der Inf.

von der Goltz, Generalfeld-

marschall

von Hindenburg, Generalfeld-

marschall

von Heeringen, Generaloberst

von Kluck, Generaloberst

✍

beweist die Tatsache, daß die Markt immer leistungsfähiger in der Butterlieferung wurde; im Jahre 1775 wurde für 257 053 Taler, im Jahre 1780 dagegen nur noch für 146 000 Taler Butter in das Land eingeführt. Nebenbei erging es mit dem Eiermarkt. 1780 ließ der König eine Zählung der Hühner in der Kurmark vornehmen: sie ergab einen Bestand von 324 175. Um den Bedarf voll zu decken, fehlten 36 300 Stück. Da meinte der alte Fritz: „Was will es jagen, wenn jeder Bauer auf dem Lande 10 bis 12 Hühner mehr hält? Das Futter kostet ja da nicht viel, und überdem finden die Hühner ihr Fressen meistens in dem Stroh und Mist auf den Höfen.“ Er erließ ein Einfuhrverbot für fremde Eier, wodurch der Marktpreis in die Höhe ging. Als die Minister mit ihren Bedenken nicht zurückblieben, der Bedarf wurde sich jetzt nicht decken lassen, erklärte ihnen der König: „Es ist nur der Fehler des Pächters und Bauern, daß sie sich nicht darauf legen. 42 Jahre habe ich darauf gearbeitet, um solches einzuführen. Wenn die Herren Ministers Eier essen wollen, so geben sie sich mehr Mühe mit die Kammern, solches zu bewirken, das Verbot bleibt vor ausländische Eier vor wie nach.“ Nur auf ein halbes Jahr wurde später das Einfuhrverbot außer Kraft gesetzt, um dem 1780 eingerichteten Käsehandel mit Eiern, Butter und Käse eine Frist zur Entwicklung zu gönnen.

Gehörgangsführer für die Artillerie. Da es im Felde nie zu vermeiden ist, daß es den einzelnen Soldaten bei Explosionen feindlicher Geschosse, Minen usw. die starken Lufterstöße unvorhergesehen treffen, der gewöhnlich geübte Schutz mit Wappropfen aber ganz bedeutungslos ist, so könnte eine wirksame Schutzvorrichtung, die beliebig lange getragen werden kann, ohne die Hörkraft bedeutend zu vermindern, sehr gegenwärtig wirken. Die Zahl der Verletzungen des Gehörgangs durch solche plötzlichen Steigerungen des Luftdruckes ist nicht unbedeutend und kann bei selbst günstigem Ausgang funktionelle Störungen zurücklassen. Die unmittelbare Folge selbst besteht meist in Mittelohrerkrankungen und in Labyrintherschütterungen, die mit und ohne Trommelfellreizungen auftreten. Eine scheinbar sehr einfache und wirkungsvolle Schutzvorrichtung gegen solche Verletzungsmöglichkeiten hat Geh. Sanitätsrat Dr. A. Geyell nach seiner eigenen Konstruktion in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ beschrieben. Der Schützer besteht aus zwei kugelförmigen, verschiednen großen Hohlkörperchen,

die aneinandergeschraubt in ihrer Längsrichtung durchbohrt sind. In dem dosenförmigen Hohlraum schwingt eine Metallventilklappe, die bei normalem Druck die Schallwellen ungehindert durchläßt, mit zunehmender Stärke des äußeren Liederdruckes aber in der kleineren „Ölwe“ die Klappe entsprechend stärker an die Öffnung drückt und diese dicht abschließt. Damit ist eine Schädigung der Gehörteile, nach dem Erfinder mitgeteilten Berichten aus dem Felde, so gut wie unmöglich gemacht. Durch die abgerundete Gestalt der beiden Stücke und ihr Größenverhältnis — die Gesamtlänge beträgt ungefähr 2 Zentimeter — ist ein sicheres und unmerkliches Tragen gesichert.

Die kurzen Röcke. Man lebt nicht mehr wie ein Gott in Frankreich. Einmal hat man's nicht mehr dazu, dann aber ist auch nichts mehr zu haben. Und weil eigentlich nichts mehr zu sparen ist, gibt's allerorten Sparanleihevorschläge. In ein eigner Sparanleihe-Tugendbund hat sich aufgetan, die Ligue de l'économie, an deren Spitze Professor Charles Gide steht, von dem das „Pariser Journal“ (vom 4.) behauptet, daß er ein großer Jurist sei. Jedenfalls verraten seine Sparanleihegrundsätze juristischen Scharfsinn, wenn sie auch nicht ganz neu sind: Was nicht mehr da ist, soll man nicht kaufen, weil man sonst die Preise noch höher treibt. Die französischen Hühner legen z. B. zu wenig Eier; also essen wir keine Eier mehr. Das französische Rindvieh liefert zu wenig Fleisch; also essen wir kein Fleisch mehr. Die Stoffe werden knapp; also müssen die Röcke auch knapp werden. Die jetzt in ihrer Maienblüte stehenden kurzen Röcke finden daher den vollen Beifall des gelehrten Juristen, soweit sie kurz sind. Leider aber gehen sie um so mehr in die Breite. Die Wäusche, die Mäntelchen, die Halsbänder und wie das Zeug all heißt, mit dem die französischen Frauen und Mädchen der sparsamen Kürze so erfolgreich entgegenarbeiten, nehmen mehr Stoff weg, als wenn der Rock verschwenderisch über die Schuhsohlen reichte. Und die Fußbekleidung? Warum tragen denn unsere Landsmännchen Stiefel, die bis zum Knie hinaufreichen? Warum können unsere schicken Dämchen nicht Hohenbrödelhäuschen tragen, die für das Pariser Pflaster bei dieser Krieges- und Jahreszeit doch vollkommen ausreichen? Bedenken Sie doch, meine Damen, die teuren Lederpreise! Durch Ihre kostbaren Stiefelsohlen (bis zum Knie!) und erst recht durch das zweierlei Leder, mit dem Sie die so löbliche Kürze des Rockes ganz über-

flüssigerweise noch zu heben suchen, wird das Leder immer fetter und steigt in Preise. Meine Damen, sparen Sie, sparen Sie; sonst kommt am Ende noch der Kader Staat, um Ihnen, wie das Brot, auch die Mäntelchen und Stiefelchen vorzunehmen. Die Rede Gides gegen die Wollstoff- und Lederverschwendung dürften sich auch die deutschen Frauen zu Herzen nehmen.

Singvögel als Nahrungsmittel in England. Daß man auch jenseits des Kanals durch den Krieg nicht gerade einer Ueberernährung ausgegesetzt wurde, ist schon längst eine bekannte und von den Engländern selbst, wenn auch unwillig zugegebene Tatsache. Während man es nach wie vor trotz aller Anstrengungen und Abperrungsmahregeln nicht erreichen konnte, Deutschland dem von der Entente so heißersehnten Hungertode preiszugeben, sieht man sich in stolzen England gezwungen, von Monat zu Monat den Gürtel fester anzuziehen. Daß man aber in Großbritannien bereits in folchem Maße betreffs der Ernährungsfrage in Verlegenheit ist, daß selbst die Singvögel gebraten und gegessen werden, ist eine Neuierung, deren Verkündung der „Times“ vorbehalten blieb. Wie aus einer an das Londoner Blatt gerichteten erträuteten Zuschrift zu ersehen ist, hat die Bevölkerung von Norfolk es verstanden, die allgemeine Preissteigerung der Lebensmittel auszunutzen, indem sie einen betriebsamen Handel mit esbaren Singvögeln einrichtete. „Ich wende mich an Sie“, schreibt der vogelfreundliche Einsender, „im Namen tausender Männer und Frauen dieses Landes, um gegen diese abschüchtlende Einführung zu protestieren. In den größten und besten Nahrungsmittelläden im vornehmen West-End erblickt man zahllose für den Küchengebrauch gerupfte Singvögel zum Verkauf. Es wäre eine Schande für die Nation, wenn sie diesen Zuständen nicht mit allen Mitteln ein Ende bereitet und sich nicht lieber mit Einschränkungen zufrieden gibt, statt zeitige, Notfressen und andere Singvögel in aller Gemütsruhe zu verzehren.“

Rätsel.

Es sind vierundzwanzig Herren,
Die die ganze Welt regieren.
Sie essen kein Brot, sie trinken keinen Wein.
Was mögen das für Herren sein?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Nahe. — II. Sitter. — III. Ranina. — IV. Roma, Amor.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 und 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	1,-
1914er Remicher	1,10
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,10
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	2,-

Rot- und Bordeaux-Weine

St. Laurent	1,40
1911er Cru du Moulin	1,60
1909er Saint Seurin	1,75
1911er Cru Bayle Soussans	2,-

Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.

Französischer Rotwein	1,75
Obermoseler	1,10
Edenkobener	1,10
Tarragona (rot) portweinähnlich	2,25

In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

exklusive Glas

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68,

Ritterstraße 50.

Esoben erschienen:

Gebet des Kaisers

von Harry Sheff

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von Oskar Pösch

Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erschien:

Preussisches Fischereigesetz

Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 22. und 31. März 1916

Amtliche Ausgabe

Preis 50 Pfennig sowie 10 Pfennig für Porto gegen vorherige Einfindung des Betrages.

Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Daheimgebliebenen. Schwere Leiden sind häufig die Folgen von Krampfadern. Man verlange rechtzeitig bei Haut- und Beinleiden aller Art die Gratisbroschüre „Lehren von Ratschläge“ von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg 23.



DRESDEN, Scheffelstrasse, lat. „Atamo“-Straußfedern
solche hieren 10 Jahre schon und fotten: 30 cm lang 3 Wtl., 35 cm 4 Wtl., 40 cm 5 Wtl., 45 cm 8 Wtl., 50 cm 12 Wtl., 55 cm 18 Wtl., 60 cm 25 Wtl. **Schmale Federn**, nur 15-20 cm breit, fotten 50 cm lang 3 Wtl., 60 cm 6 Wtl. **Straußboas** 5, 10, 20 Wtl. **Reiber** 1, 2, 4, 6 Wtl. bis 60 Wtl. **Sutblumen** 1 Karton voll 3 Wtl.

Blitz-Strick-Wolle

fehlet auch an Private (Muster frei) die B. & F. urter Garnfabrik Hofflieferant in Erfurt C. 247.

Musiknotenmappe mit Notenpult

„Sufanne“

(Patent Jean Joachim-Chaigneau)

Preis in Calico Mf. 4.-

Zu beziehen durch

Preussische Verlagsanstalt

G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstraße 50.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

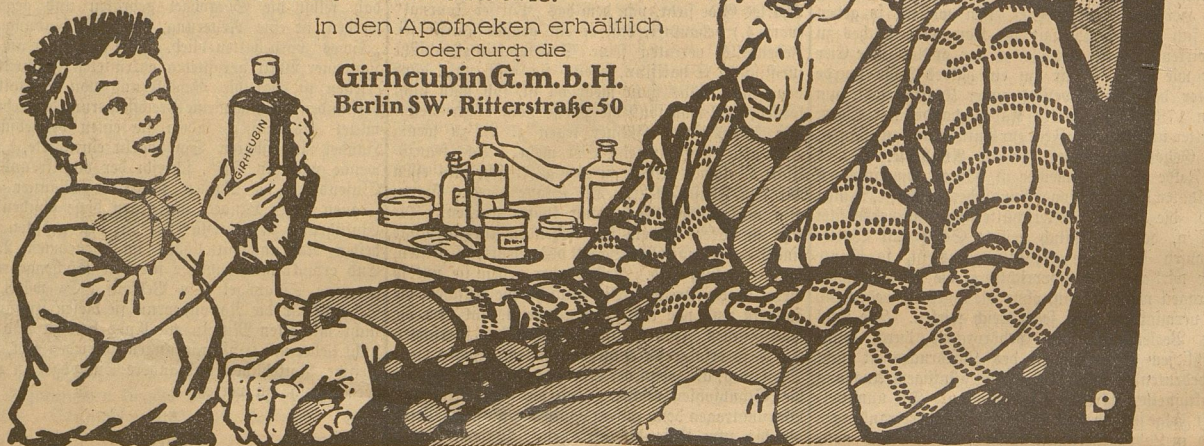
Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmtätigkeit
Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50
Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18.** — franko.

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V... Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F... Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urtica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N... Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B... Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A... Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R... Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L... Friedberg (Oberbay.). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin bezuzulegen.

Dr. A. A... Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R... Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H... München. Bei einem sehr alten Ischiassleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S... Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W... Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F... Kosheim. ... daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am Liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen....

Dr. N... Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T... Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T... Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W... Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrlchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrlchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung ver-zogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Erig Eiseholz, Reutlitz — Verlag: Preußische Verlagsanstalt G.m.b.H., Berlin SW63. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW63.

